

# Malves Mitgift.

Roman von Curt Harnsdorff.

(5. Fortsetzung.)

Die maßlose Bestürzung spiegelte sich deutlich genug auf Bernds Gesicht. „Mein Gott, was für eine Krankheit soll es denn sein, von der Sie da reden? Meine Frau war doch vor einer Viertelstunde noch ganz gesund.“

„Das kann ich nicht glauben. Die Symptome sind so deutlich ausgeprägt, daß ich mich in meiner Diagnose nicht zweifeln kann. Aber Sie brauchen sich deshalb noch nicht zu beunruhigen. Solche typhöse Fieber sind oft nur leichter Natur, auch wenn sie mit ziemlich stürmischen Erscheinungen einsetzen.“

„Ein typhöses Fieber?“ wiederholte Bernd mit lebender Stimme. „Dann halten Sie es wohl auch für unmöglich, sie jetzt nach Deutschland zurück zu bringen?“

„Das ist selbstverständlich ausgeschlossen. Eine weite Reise würde selbst bei den peinlichsten Vorsichtsmaßregeln eine Katastrophe herbeiführen. Aber auch hier im Hotel kann Ihre Frau Genesnis nicht bleiben. Ich empfehle Ihnen dringend, sie sofort in ein Krankenhaus bringen zu lassen. Und ich stelle mich Ihnen, wenn Sie mit den hiesigen Verhältnissen nicht vertraut sind, mit Rath und That zur Verfügung.“

Bernd griff sich an die Stirn. Er war in Verwirrung, dies alles für einen schrecklichen Traum zu halten, aus dem Malves schreckliches Lachen ihn wecken müßte. Aber wie er dann zu ihr hinüber sah, zu dieser mit schloffen, gelösten Gliedern daliegenden, holden Gestalt, zu diesem mar-morweißen, erschreckend veränderten Antlitz, da wurde ihm mit nur zu grausamer Deutlichkeit klar, daß alles eine schreckliche Wirklichkeit war.

Und doch vermochte er das Schreckliche, das ihm da zugemutet wurde, noch nicht zu fassen.

„In ein Krankenhaus? Nein, das ist unthunlich. Es wird sich doch auch hier ermöglichen lassen, meiner Frau die notwendige Pflege zu verschaffen.“

„Doktor Windblad machte eine verneinende Bewegung. Es war ihm anzusehen, daß die Angst und Erregung des jungen Ehegatten ihm tief zu Herzen gingen. Aber hier handelte es sich um eine unerlässliche Nothwendigkeit, an der er nichts zu ändern vermochte.“

„Man würde die Patientin nicht im Hotel behalten dürfen“, erwiderte er, „auch wenn für eine vollständige Nothilfe Sorge getragen werden könnte. Es verlohnt sich gegen die gesetzlichen Bestimmungen. Und Sie thun im Interesse Ihrer Frau Gemahlin am besten, die Ueberführung so rasch als möglich zu bewerkstelligen. Ich verbürge mich dafür, daß sie in ein Sanatorium, wo ich sie mit Ihrer Erlaubnis sofort aufnehmen würde, vortrefflich aufgehoben ist. Sie würden ihr unmöglich auf andere Art eine gleich sorgfältige Behandlung und Wartung verschaffen können.“

Nun sah der Freier allgemach ein, daß es vor diesem grausamen Geschehnisse kein Ausweichen mehr gab. Was ihm der Arzt da sagte, war so verständlich, daß er kaum noch verwehnen konnte, etwas dagegen einzuwenden.

Durch die wachhaft aufopfernde Vermittlung des lebenswichtigen Arztes wurden ihm die unermesslichen Forderungen wesentlich erleichtert.

Natürlich hatte er für Malve die beste Verpflegung ausbedungen, die das gut eingerichtete Krankenhaus zu bieten vermochte. Es wurde ihm gestattet, ihr nach dem Walde hinaus gelegenes, luftiges und freundliches Zimmer zu bestreiten.

Er wartete das Ergebnis der von dem leitenden Arzt des Krankenhauses persönlich vorgenommenen ersten Untersuchung ab. Die Auskunft aber, die er erhielt, war so ausweichend und so allgemein gehalten, daß sie wenig dazu dienen konnte, seine unsagbare Unruhe zu beschwichtigen. Die Diagnose des Dr. Windblad wurde bestätigt, über den voraussetzlichen Verlauf der Krankheit aber ließe sich vorläufig noch nichts sagen. Eine unmittelbare Lebensgefahr sei jedenfalls nicht vorhanden, und es fehle bis jetzt auch an allen Anzeichen, die einen unheiligen Ausgang für einen späteren Zeitpunkt befürchten ließen. Es wurde ihm freigestellt, jederzeit wiederzukommen, um sich nach dem Befinden der Patientin zu erkundigen. Auch dem langen, kummern Abschied, den er von ihr nahm, wehrte man nicht.

Etwa eine Stunde später verließ Bernd das Krankenhaus und kehrte in das Grand Hotel zurück. Auf dem Wege dahin erst stieg wie ein unheimliches, riesengroßes Schreckgespenst der Inhalt von seines Vaters Depesche wieder vor seinem Geiste auf. Wichtig nur waren bis zu diesem Augenblicke die schrecklichen Worte zweifeln durch seine Gedanken gegangen. Die angstvolle Sorge um das theuerste Wesen hatte alles andere so weit zurückgedrängt, als gäbe es außer diesem schrecklichen Wagnis um Malves Leben überhaupt noch gleichgültige Dinge in der Welt. Nun aber padte ihn

plötzlich das Entsetzen vor diesem unsagbar Grauenshaften. An der Wahrheit der Mittheilung, durfte er nicht zweifeln, denn er kannte die Gewissenhaftigkeit seines Vaters. Schon durch die Uebereinstimmung beider Telegramme war die Vorstellung eines Irrthums vollständig ausgeschlossen. Gerhard Breitenbach war todt, das war unumstößliche Gewissheit. Und er war nicht eines natürlichen Todes gestorben, sondern durch seine eigene Hand, die ihn dahin getrieben, hatte sich die Depesche des Obersten wahrlich deutlich genug ausgesprochen.

„Nach Ausdeckung von ihm verübter ungeheurer Betrügereien“, hieß es da mit grausamer Klarheit. Und wenn Bernd auch nicht begriff, welcher Art diese Betrügereien gewesen sein konnten, und was den millionenreichen Mann auf solche Abwege geführt, so war er doch nicht gestimmt, sich jetzt darüber den Kopf zu zerbrechen. Die Thatfache selbst war ihm genug, und er läufte sich seinen Augenblick über die verhängnisvolle Bedeutung, die sie für seine ganze Zukunft haben würde. Zunächst aber galt es, die unabwendbaren Pflichten zu erledigen. Das Schicksal ist ja immer barmherzig genug, dem Menschen gerade in den Augenblicken der schwersten Prüfungen solche nützlichsten Pflichten aufzugeben, die ihn wenigstens für eine kurze Spanne Zeit von der Marter kürzerwühlender Gedanken erlösen.

Da er um nichts in der Welt auch nur eine Stunde länger in dem Hotel geblieben wäre, unter dessen Dach er die glücklichsten und furchtbarsten Augenblicke seines Lebens empfunden, ging er unverzüglich daran, seine Sachen zu packen und die ihm durch das Hotelpersonal geleisteten außerordentlichen Dienste zu regeln. Wohl eine Stunde verging über all diesen Verwicklungen und er hatte auf neue Gelegenheit, die lebenswichtige, taftvolle Art, in der man ihm entgegenkam, dankbar anzuerkennen. Im Hotel Rydberg, das er nun aufsuchte, nahm er das erste beste verfügbare Zimmer, ohne sich im mindesten darum zu kümmern, daß es im obersten Stockwerk und nach dem Hofe hinaus gelegen war. Er würde auch mit der elendesten Mansardentammer zufrieden gewesen sein, denn alle diese Kleinlichkeiten waren ihm jetzt unsagbar gleichgültig geworden.

An die Möglichkeit, daß er ohne Malve nach Deutschland zurückkehren könnte, dachte er keinen Augenblick. Was auch immer in seiner Heimath für ihn auf dem Spiele stehen mochte, es konnte nimmermehr wichtig genug sein, ihn aus ihrer Nähe zu entfernen. Wählte er doch eigentlich erst seit ihrer Erkrankung, wie vollständig die Liebe zu ihr all sein Denken und Empfinden ausfüllte und wie wenig neben der jählichen Sorge um sie noch für irgend etwas anderes Platz in seinem Herzen war. Die Vorstellung, jetzt durch Land und Meer von ihr getrennt zu sein, wäre ihm als etwas Unsagbares erschienen.

Aber er mußte wenigstens ihre Angehörigen ungesäumt von der Unmöglichkeit einer Rückkehr benachrichtigen und wünschte auch nähere Aufklärung über das Vorgefallene zu haben. Darum begab er sich auf das Telegraphenamt, um eine Depesche an Sigrid und eine zweite an seinen Vater aufzugeben. In der ersten theilte er seiner Schwägerin nur mit, daß Malve zu leidend sei, um während der nächsten Tage die weite Reise zu machen und daß er sie nicht allein lassen dürfe. Seinem Vater aber sprach er unter der gleichen Motivirung die dringende Bitte aus, ihm sofort brieflich genaue Auskunft über die Urfache und den Hergang der Katastrophe zu geben. Es war ihm schlimm genug, daß mindestens sechsunddreißig Stunden vergehen müßten, ehe die Antwort des Obersten eintrafen konnte, aber es mußte eben wie alles andere als etwas Unabänderliches hingenommen werden.

Man zeigte sich im Krankenhaus nicht verwundert, als Bernd schon nach zwei Stunden wiederkam, um sich nach dem Befinden seiner Gattin zu erkundigen. Aber man konnte ihm nur sagen, daß ihr Zustand unverändert sei. Bernd wagte nicht um die Erlaubnis zu bitten, sie zu sehen. Aber während er dann in einem fast unerträglichem Zustande innerer Nothlosigkeit bald auf dieser, bald auf jener Bank im Humlegardes saß oder die breite Prachtstraße Ballhallavägen hinauf und herniederblickte, wurde das Verlangen nach ihrem Anblick in ihm nach und nach so übermächtig, daß er alle Bedenken vergaß und abermals nach dem Krankenhaus zurückkehrte.

## 7. Kapitel.

Es waren Tage voll innerer Qual und Unruhe, die Bernd von Degerndorf verlebte. Planlos durcheinere die fremde Stadt, um immer wieder nach dem Krankenhaus zurückzukehren und sich nach Malves Befinden zu erkundigen, das nach wie vor unverändert blieb. Jetzt, wo das Theuerste,

das er besaß, zwischen Tod und Leben schwebte, fühlte er erst, wie sehr er sie liebte, und der Gedanke, sie verlieren zu können, lastete wie ein furchtbarer Alp auf ihm. Dazu kam die Ungewissheit über das Schicksal von Malves Angehörigen; denn noch immer hatte er keine nähere Nachricht über die erschütternde Katastrophe, die sich in Malves Elternhause abgespielt hatte, erhalten. Endlich, am Abend des zweiten Tages, brachte die Post zwei Briefe für ihn, den einen von seinem Vater, den anderen von Sigrid, seiner Schwägerin. Hastig öffnete er zuerst das Schreiben seines Vaters. Es lautete:

„Lieber Bernd!

Aus Deinem heute eingetroffenen Telegramm ersehe ich, daß Du nicht gefonnen bist, Deinem Schwiegervater die letzte Ehre zu erweisen. Die plötzliche Erkrankung Deiner Frau, die Dich dieser Nothwendigkeit überhebt, konnte jedenfalls nicht gelegener kommen; denn wenn ich auch annehme, daß Du Dich von nichts anderem als etwa durch eigene Krankheit abhalten lassen dürftest, unverzüglich zurückzukehren, so sehe ich doch vollkommen ein, daß die Dinge, die Dich hier erwarteten, zu den unerfreulichsten gehören, denen ein Mann von Ehre ausgesetzt werden kann. Nie ist die allgemeine Entrüstung über ein Vergehen größer, und nie ist sie berechtigter gewesen als am Sarge dieses Mannes. Noch läßt sich die Größe des Unheils nicht überschauen, das der Geheimrath Breitenbach über viele Tausende gebracht hat. So viel eher ist nach den Vorgängen an der heutigen Börse doch schon klar, daß zahllose Gränzengen durch ihn zu Grunde gerichtet worden sind.“

Du erwartest von mir Einzelheiten; aber ich kann in diesem Augenblicke nur die glaubwürdigsten der Gerüchte wiedergeben, die hier im Umlauf sind. Die Thatfachen selbst sind in wenig Worten erzählt. Eine Stunde nach Ausgange der belagerten Abendblätter, das die verhängnisvollen Entschlüsse über die Handelsbank und die von ihr gestifteten Vereinigten Berg- und Hüttenwerke enthielt, fand man Breitenbach mit durchschossener Schläfe todt auf dem Teppich seines Arbeitszimmers im Bankgebäude auf. Der Zusammenhang seiner Verzeihungsthat mit jener Verzeihungsthat steht außer Zweifel. Heute Morgen schon wußte man überall, daß er durch das Erscheinen des Artikels keineswegs überrascht worden war, sondern, daß er von dem Inhalt desselben schon vor mehreren Tagen Kenntniß gehabt. Der Artikel, dessen Angaben allgemein für richtig gehalten werden, hat naturgemäß ungeheures Aufsehen erregt. Er beweist ja, daß die angeleglichen Erfolge der Vereinigten Berg- und Hüttenwerke lediglich Vorspiegelungen waren, darauf berechnet, den Kurs der Aktien in die Höhe zu treiben und der Geschäftslitung einen ungeheuren Gewinnanteil zu sichern.

Die angezählten Willküren zur Weiterführung der innerlich morschen Unternehmungen und zur Zahlung der abenteuerlich hohen Dividenden aber stießen aus den Kassen der Handelsbank, deren eigentliche Seele Breitenbach war. Das ganze mit höchstem Raffinement aufgebaute System von Betrügereien war ein zwischen ihm und dem Direktor Rodewich von den Berg- und Hüttenwerken abgetarntes Spiel. Die beiden schienen in der That die einzigen wirklich Schuldigen zu sein. Breitenbach ist todt, und sein Mitschuliger, Direktor Rodewich, hat Zeit gefunden, sich in Sicherheit zu bringen. Es ist festgestellt, daß der Geheimrath um drei Tage telegraphisch aus Breslau zu sich berief und daß seitdem jede Spur von ihm verloren ist. Alle diese Dinge waren an der heutigen Börse bekannt und sie führten einen ungeheuren Kurssturz der Berg- und Hüttenaktien herbei. Der Bankrott der Gesellschaft ist unausweichlich, und er muß nach Ansicht eines von mir befragten Bankiers nothwendig auch den Kurs der Handelsbank nach sich ziehen. Die Aktionäre dieses Instituts werden ebenfalls nicht viel weniger als alles verlieren, und die Konsequenzen für die breitesten Schichten des Publikums sind, wie gesagt, ganz unsagbar. Die allgemeine Erbitterung ist ungeheuer. Niemand aber kann diese Erbitterung mehr empfinden als ich; denn niemand hat er schändlicher mitgespielt als uns. Ich finde kein Wort, um seine Handlungsweise gebührend zu bezeichnen. Drei Tage vor der Hochzeit seiner Tochter schon wußte er, daß sein Name binnen kurzem gedrandmarkt sein würde. Und er erbeutete sich von dem Redakteur, der sein Schicksal in der Hand hielt, einen Aufschuß zu seinem anderen Zweck, als um vorher das Netz zuziehen zu können, in dem man Dich gefangen. Mit lächelnder Miene spielte er den glücklichen Brautvater, obgleich er doch schon in jener Stunde zu dem letzten Schritt entschlossen sein mußte. Es war ihm nicht genug, sich selbst und seine Angehörigen mit Schmach bedeckt zu haben, auch uns mußte er in diesen Abgrund von Schand- und Hineingehen. Nun ist es freilich selbstverständlich, weshalb er die Mitgift seiner Tochter plötzlich verpöbelte, und weshalb er

darauf bestand, Dir statt der Zinsen das Kapital zu überweisen. Die Summe sollte nicht nur die Zukunft Deiner Frau, sondern auch die seiner Wittve und seiner unverheirateten Tochter sicherstellen. Denn er sah voraus, daß man sein Vermögen mit Beschlag belegen würde, wie es nach meinen Informationen ja auch unzweifelhaft geschehen wird. Darum nahm er Dir das feierliche Versprechen ab, daß Du Dich im Fall der Noth seiner überigen Hinterbliebenen annehmen würdest. Ich habe vorher mit meinem alten Freunde, dem Justizrath Sartorius aus Potsdam, gesprochen, und er hat mir versichert, daß die That sächlich bereits in Deinen Besitz übergegangene Mitgift Deiner Frau von seinem Regressanspruch erhebt werden kann. In dieser Hinsicht würdest Du also vollkommen gesichert sein. Ich hielt es nicht für überflüssig, Dir dies ausdrücklich mitzutheilen; im übrigen aber enthalte ich mich jedes Rathes und jeder Vermuthung hinsichtlich dessen, was Du jetzt zu thun beschließt. Du bist alt genug, um selbst den richtigen Weg zu finden. Und ich brauche einem Offizier nicht zu sagen, daß der Schwiegersohn eines solchen Mannes den Tod seines Königs nicht weiter tragen darf. Daß Du für Deine Kameraden und für die Leute, an deren Urtheil uns gelegen sein muß, bis jetzt nur der Gegenstand aufreizender Behauptungen bist, kann ich Dir noch der Erfahrung wegen, die mir während der letzten vierundzwanzig Stunden beschieden waren, mit gutem Gewissen versichern. Ein Gegenstand der Verachtung würdest Du ihnen erst von dem Augenblicke an werden, wo Du zögerst, das Band zu zerbrechen, mit dem Tüde und Arglist Dich zu fesseln wußtest. Jedenfalls erwarte ich Deine sofortige Erklärung, denn auch für mich ist der gegenwärtige Zustand schwer zu ertragen. Es war nichts als ein Zufall, daß ich meine Heimreise nach Rönitz vierundzwanzig Stunden verschoben hatte, und daß die Kunde von der Katastrophe mich infolge dessen noch hier antraf. Nun aber werde ich bleiben, bis ich Deine Antwort erhalte. Die Wittve Breitenbachs und seine Tochter habe ich bisher nicht gesehen; denn es ist selbstverständlich, daß ich alles vermeide, was den Anschein einer weiteren Zusammengehörigkeit erwecken könnte. Ich bedauere namentlich das junge Mädchen von ganzem Herzen, und auch Malve habe ich seinen Anblick an der Schuld ihres Vaters. Aber das Leben ist unerbittlich und die Sünden der Väter werden nun einmal unumkehrbar heimgesucht an den Kindern. Die unbefleckte Ehre meines Namens muß mir jedenfalls höher stehen als jede andere Rücksicht, und der gegenwärtige Zeitpunkt wäre wahrlich nicht geeignet, schwächlichem Mitleid nachzugeben. Schreibe mir sofort, andere Deine Entschlüsse und lehre unverzüglich zurück, auch wenn Du genöthigt sein solltest, Deine Frau in Stockholm allein zu lassen.“

Ich würde es für eine Beleidigung meines Namens halten, wollte ich noch einmal ausdrücklich an Dein Gehör appelliren. Ein Degerndorf muß in solcher Lage immer wissen, was er zu thun hat. Dein Vater.“

Mit düsterer Miene hatte Bernd den Brief zu Ende gelesen, dann legte er ihn beiseite und entfaltete das beigefügte Zeitungsblatt mit dem verhängnisvollen Artikel, der fast seine ganze Seite einnahm und ihm alles erklärte, was ihm in dem Schreiben seines Vaters noch dunkel und unverständlich geblieben war.

Er suchte die Entrüstung des Obersten wohl begreifen, und doch fühlte er sich von der Schreibweise seines Vaters aufs tiefste verletzt. Kein Wort der Theilnahme für Malve, nicht einmal eine Erkundigung nach ihrem Ergehen! Das schien ihm hart und ungerührt. Und wie er jetzt den langen Brief noch einmal überlas, wurde es ihm zur Gewissheit, daß sich zwischen seinem Vater und ihm mit diesem Ereignis eine tiefe Kluft aufgethan, über die hinweg zu schweifen eine Verständigung geben würde.

Bernd griff Bernd nach dem zweiten Brief und erbat ihn. Es übertrug ihm fast, daß die zierlichen Buchstaben so fest und energisch waren, als hätte die Briefschreiberin sie in ruhigsten Gemüthsstunde auf das Papier gebohrt. Und auch das vertrauliche Du der Anrede berührte ihn eigentümlich, denn das war das erste Mal, daß Sigrid sich denselben bediente. Am Vorabend seiner Hochzeit erst hatten sie das vertrauliche Du gewechselt, während es zwischen ihm und seinen Schwiegereltern selbstamerweise auch noch am Hochzeitstage bei dem heißen, förmlichen Sie geblieben war.

Sigrid schrieb: „Lieber Schwager! Dein eben eingetroffenes Telegramm hat mich sehr erschreckt. Um Gotteswillen, was ist's mit Malve? Sie muß sehr krank sein, wenn sie in einem solchen Augenblicke ihrem Elternhause fern bleibt. Schreibe mir bitte gleich, was ihr fehlt, und verhehle mir nichts. Denn es gibt in unserer gegenwärtigen Lage der schrecklichen Ungewissheit schon so viel, daß es graulich wäre, sie ohne Noth noch um eine weitere zu vermehren. Und adreßire das Tele-



Frau: „Du bist also gestern erst wieder um ein Uhr aus der Kneipe gekommen! Wie man nur daran Gefallen finden kann!“  
Mann: „An dem Nachhausegehen hab' ich auch gar nicht behauptet!“

gramm oder den Brief jedenfalls an mich und nicht an die Mama. Denn von ihr muß jede neue Aufregung auf das Mangelhafteste fern gehalten werden. Sie ist unter dem entsetzlichen Schläge vollständig zusammengebrochen. Die heftigsten Verzeihungsbüchlein wechseln mit Zuständen tieferer Apathie. Sie kann sich um gar nichts kümmern und alles, was gethan werden muß in der uns betroffenen Familien-tragödie, liegt auf mir. Ich möchte ja auch gerne alles thun, wenn ich nur nicht so unerfahren wäre und wenn ich nur einen einzigen Menschen hätte, bei dem ich mir Rath holen könnte. Aber es giebt niemanden. Von all unseren vielen Freunden hat sich bis jetzt nicht ein einziger bliden lassen. Wenn jemand kommt, ist es sicher ein Offizier vor der Polizei, der allerlei Fragen zu stellen wünscht und der ich nur mit Mühe davon zurückhalte, bis zu der armen Mama vorzubringen. Briefe freilich kommen in Fülle, Verurtheilungen des Mitleids und gewundene Entschuldigungen, daß man aus diesem oder jenem Grunde verhindert sei, sich persönlich einzufinden. Auch Zuschriften ganz anderer Art sind unter ihnen, grauliche Briefe voll Haß und Verwünschungen. Ich habe mir vorgenommen, überhaupt keinen mehr zu lesen, denn es ist doch nothwendig, daß ich einen klaren Kopf behalte und mich von all dem Schrecklichen nicht überwältigen lasse. Wenn ich nur darüber beruhigt sein kann, daß Malves Krankheit keine gefährliche ist, will ich ganz zufrieden damit sein, daß sie all dies Furchterliche nicht hier zu durchleben braucht.“

Ich verlasse das Haus natürlich so wenig wie irgend möglich, aber ich höre von den Diensthofen, wie die Leute draußen sprechen, und ich habe es auch deutlich genug heute in der Zeitung lesen können. Das ist ja wirklich das Härteste von allem, aber ich sage mir immer wieder, daß ich um der armen Mama willen den Muth nicht verlieren darf. Wenn sie auch mich fastungslos sähe, würde die Verzeihung sie ja vollends aufreizen. Von manchem, auf dessen Freundschaft wir wohl hätten zählen dürfen, thut mir's ja weh, daß er uns jetzt im Stiche läßt. Aber dann kommen auch wieder Augenblicke, wo ich mir sage, daß es so am besten ist. Ein Leid wie das unsere kann doch durch freundliche Trost-worte nicht gelindert werden, das muß man eben aushalten und muß sich an der Bewußtheit aufzurichten suchen, daß doch wieder bessere Tage kommen müssen. Die Papiere und Briefschaften Papas sind heute amtlich verpackt worden. Die Beamten, die das zu besorgen hatten, sind ja mit der größten Säoung und Rücksichtnahme zu Werke gegangen. Aber es war doch schrecklich, als ich Dir's schildern kann. Und ich danke Gott, daß Malve es nicht mit ansehen mußte. Ich glaube, sie ist in manchen Dingen weniger widerstandsfähig als ich.

Ich muß aufhören, denn es ist schon wieder jemand da, der Mama zu sprechen verlangt. Und es ist ja auch gar nicht meine Absicht gewesen, Dir etwas vorzutragen. Gib mir sofort Nachricht und laß mich wissen, wenn Ihr voraussichtlich zurückkehren werdet. So lange Malve noch leidend ist, muß sie der Unruhe und den Aufregungen, die ihr hier nicht erspart werden können, jedenfalls fern bleiben.

In schweizerischer Liebe  
Sigrid.

P. E. Papa hat sein Wort des Abschieds zurückgelassen, weder für Mama, noch für Malve oder mich. Als er uns verließ, um in sein Bureau zu gehen, war er zwar ernst, aber ganz ruhig und unbefangen wie immer. Was auch immer die Leute von ihm sagen mögen, es

wird mich nicht an meiner Ueberzeugung irre machen, daß er nur ein Opfer unglücklicher Verhältnisse war. Gott verzeihe denen, die ihn dazu getrieben. Ich werde ihnen gewiß niemals verzeihen, denn sie haben unseren Vater in den Tod getrieben.“

Während er diesen Brief las, hatte Bernd keine anmuthige Schwägerin fast greifbar deutlich vor Augen gehabt und es fiel ihm schwer, sich vorzustellen, daß dieses übermüthige, lebenslustige, junge Geschöpf und die Schreierin des toperen und gefaschten Briefes ein und dieselbe Person sein sollten. In das Gesicht tiefen Mitleids, das er für sie hegte, mischte sich eine Empfindung ehrlicher Bewunderung und zugleich eine Regung des Jörnens über das herzlose Partisanenthum seines Vaters, der schuldlose Frauen die Schuld des aus dem Leben geführten Familienhauptes entgelten ließ. Der Brief seines Vaters wollte ihm jetzt noch härter erscheinen als zuvor, und immer unabwendbarer drängte sich ihm die Frage auf, ob er denn wirklich berechtigt sei, hier, wo seine Anwesenheit doch niemandem von Nutzen war, unthätig zu verharren, während dahinein eine trante Frau und ein unerfahrenes Kind ohne Hilfe und Beistand den furchtbaren Kampf gegen die Grausamkeiten der Welt führen mußten.

Noch hatte er sich nicht zu einem Entschlusse aufgerafft, als ein Bediensteter des Hotels ihm meldete, daß vom Krankenhaus aus telephonisch nach ihm gefragt worden sei. Man biete um sein baldiges Erscheinen.

Bernd beilte sich, diesem Rufe zu folgen. In höchster Aufregung erreichte er das Krankenhaus, denn er meinte nicht anders, als daß seit seiner vor etwa zwei Stunden erfolgten letzten Nachfrage eine plötzliche Verschlimmerung in Malves Zustand eingetreten sein müsse.

Doch schon die ersten Worte des Arztes nahmen ihm die Last dieser löblichen Angst vom Herzen.

„Wir rufen Sie auf den ausdrücklichen Wunsch Ihrer Frau Gemahlin. Die Patientin hat das Bewußtsein wiedererlangt und bestand darauf, Sie zu sehen. Ich bitte Sie allerdings, die erste Unterredung so kurz als möglich zu halten. Von einer eigentlichen Besichtigung kann trotz des günstigen Stadiums der Krankheit noch nicht die Rede sein. Und jede Aufregung ist deshalb nach Möglichkeit zu vermeiden.“

Man führte Bernd in Malves Zimmer, und er nahm seine ganze Kraft zusammen, um die Thränen zurückzudrängen, die ihm heiß in die Augen steigen wollten, als er sich dem Lager seines jungen Weibes näherte. Erst jetzt, wo sie mit offenen Augen dalag und ihn durch ein mattes, in seiner Begrenztheit unbeschreiblich ergreifendes Lächeln zu trösten suchte, wurde ihm die Veränderung in ihrem Aussehen völlig bewußt.

Er wollte sprechen, wollte sie mit einem unbefangenen und ermutigend klingenden Wort begrüßen; aber es blieb ihm in der Kehle stecken und alles, was er thun konnte, war, daß er neben dem Bette niederhielt und die matt auf der Decke liegende, schneeweiße Hand mit seinen Klüffen berührte.

„Sei muthig, Bernd“, flüsterte sie ihm zu. „Du siehst ja, es geht mir ja auch schon viel besser. Und ich bin so glücklich, Dich wiederzusehen.“

„Dah sie es war, die ihm Muth zusprach, erfüllte ihn mit Beschämung. Er richtete sich auf, und indem er die kleine Hand festhielt, die von Zeit zu Zeit in der feinnigen Jacke wie ein gefangenes Vögelchen, ließ er sich auf dem Stuhl nieder.“

(Fortsetzung folgt.)

Umsonst wirst du die besten Worte machen, Bringt man nicht auch die Reizung mit zum Lachen.